

<b>Zeitschrift:</b>	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
<b>Band:</b>	2 (1912)
<b>Heft:</b>	42
<b>Artikel:</b>	Feldpredigt : gehalten am 29. Herbstmonat 1912 vor den Bataillonen 25, 27 und 28 in Herzwil, vor dem Bataillon 26 beim Neueneggdenkmal
<b>Autor:</b>	M.H.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-642629">https://doi.org/10.5169/seals-642629</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Die Bauern, welche dem rohen Volk Unterkunft gewährt hatten, wuschen ihre Hütten. So verschwanden die Spuren der schlimmen Gäste. Nur die Bennet-Tschüli vermochte ihr Gebälk nicht rein zu waschen: ihr war eine Erinnerung verblieben, die der Gemeinde zum Ärger war. In der Bennet-Baracke schrie ein Kleines nach dem unbekannten Vater. Von der Zeit an war die Tschüli ein verachtetes Weib, aber sie nahm sich die Gesinnung des rechtlichen Färnigervolkes ihr gegenüber nicht schwer zu Herzen. Vier Jahre später stand sie vor Gericht, weil ein Knecht des jungen Dorfvogtes Zwayer bei ihr aus- und eingegangen und dem unehelichen Erstling einen Bruder gegeben hatte. Es war gut, daß ihre Hütte so abgesondert stand, daß die Färniger sie nicht immer vor Augen hatten, sonst wäre ihres Bleibens im Dorfe kaum gewesen. Der Zwayer verjagte seinen Knecht; der zog auswärts; dann ließ die Zeit Gras über die Geschichte wachsen, und die bittere Armut der Verworfenen am Dorfende stimmte die Färniger milder, also daß seit ein paar Jahren die Tschüli sich bei den fürnehmern Bauern als Taglöhnerin ein Kleines verdienen konnte. Zwischen waren die beiden Buben erwachsen. Xander, der älteste, machte im Dorf von sich reden als händelsüchtiger, nichtszuäugiger Bursche, der schon jetzt mehr hinter dem Schnapsglas saß als mancher Alte. „Der jüngere, Flori, würde nicht besser,“ ging eine Meinung zu Färnigen.

Ein Gewittersonntag, der zweite, seit Flori die Zwayer-Leni aus dem brennenden Wald gerettet hatte, ging zu Ende. Die letzten Schauer waren schwer über die Hänge niedergegangen und hatten das schnittreife Gras niedergelegt, als hätte Hagel es getroffen. Nun wehte eine kühle, scharf atmige Bise und riß in die schwere Wolkendecke am Himmel einzelne Löcher, durch welche der lichtblaue Untergrund

schimmerte. Im Westen stand die Sonne und warf einen letzten sieghaften Gruß in die Bachschlucht, die Bischte vergoldend, welche das Wildwasser am Gefelse emporwarf. Das Dorf lag im Schatten, nur ein langarmiger Sonnenstrahl erlangte noch just die Hütte der Bennet-Tschüli und suchte sich einen mühsamen Weg durch die staubigen Scheiben ins Innere.

Die Bennet-Tschüli saß allein in der engen, niederen Wohnstube am Fenster, beschattete mit dürrer, unsauberer Hand das gelbe Gesicht wider den grellen Sonnenstrahl und stierte müßig vor sich nieder. Sie bot einen widrigen Anblick; ihre Gewandung war trotz des Sonntags nachlässig und zerlumpt. Ein brauner Rock fiel ihr über die spitzen Kniee, ihren Oberleib verhüllte eine schwarze Jacke, deren Ärmel kaum über den Ellbogen reichten. Das Gesicht war hager und eingefallen, aber es mochte einmal anziehend gewesen sein, denn die Büge waren regelmäßig und von scharfer Zeichnung. Das volle, tiefschwarze, mit der bleichen Gesichtsfarbe seltsam kontrastierende Haar war ihr jetzt noch zum Schmuck, und die gleich dunkeln Augenbrauen lagen scharf hingezzeichnet über den müden, fast blöd blickenden Augen. Die Mundwinkel senkten sich nach unten; die eingekniffenen Lippen sprachen eine stumme Sprache von Übersättigung und Verbitterung. Die Tschüli war das sprechende Bild eines lang vor dem Sterben ausgelebten Lebens. Sie lebte in den Tag hinein, weil ihr Herz schlug und ihr Leib gesund war, sie schlief und aß und schaffte, um zu essen, aber sie hatte auf Erden nichts mehr, was sie kümmerte, seit sie alt geworden war und die Mannsbilder aufgehört hatten, die Augen nach ihr zu richten.

(Fortsetzung folgt.)

## Feldpredigt

gehalten am 29. Herbstmonat 1912 vor den Bataillonen 25, 27 und 28 in Herzwil,  
vor dem Bataillon 26 beim Neueneggdenkmal.

Kameraden!

Wenn vor Zeiten das Volk Israel ins Feld zog, dann wurden unter donnerndem Kriegsruf die Heiligtümer seines Gottes ins Lager getragen; und wenn der Feind das hörte, dann sprach schreckensbleich einer zum andern: „Gott ist in ihrem Lager, wer mag wider die Israeliten streiten.“ — Wenn Schweizer Soldaten mit der Waffe in der Hand dem Vaterlande den schwörten, aber auch ehrenvollsten Dienst tun, dann tun sie wohl daran, jeweilen am Tag des Herrn Dessen zu gedenken, von dem ein altes Landsgemeindelied singt: „Alles Leben strömt aus dir!“

Heute gilt ja doch, wie einst: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ und „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Denn wo Gott ist, da ist Kraft und ist Leben; Kraft, lebendige Kraft aber ist es gerade, was wir als Soldaten brauchen und erstreben; solche Kraft zu gewinnen, zu üben, aus vielen einzelnen zu einer großen zu vereinigen, das ist der Sinn und das Ziel unseres Dienstes. Zum ersten Mal übt dies Jahr unsere ganze Armee unter der neuen Truppenordnung, deren Absicht es ist, die Wehrkraft des Landes durch eine sachentsprechendere Anordnung zum Angriff und Widerstand besser zu ordnen. Unser Regiment 13 hat dabei nur seine Zahl, nicht seinen Bestand geändert; aber gleich bleiben soll sich auch unter der neuen

Nummer im Seeländerregiment der alte Berner Soldatengeist. Dieser Geist ist es ja gerade, der die Kraft eines Heeres ausmacht. Wo er ist, da ist Kriegsgenüge, wo er fehlt, da schaffen ihn weder Kanonen noch Gewehre, weder Maxim noch Aeroplane. Diesen soldatischen Geist röhmt man den Schweizer Soldaten insbesonder nach. Es werden in wenigen Wochen 100 Jahre sein, seit dem Tag, wo der große Soldatenkaiser Napoleon im Blick auf die roten Schweizer Regimenter, die den Rückzug seiner Armee an der Befina gegen die russische Uebermacht deckten, das ehrende Zeugnis ablegte: „Die rote Mauer dort hält bis zuletzt!“ Es waren auch Berner, namentlich Seeländer, unter jenen Schweizer Truppen, ihr Geschichtsschreiber, der Hauptmann Rössle, war aus Twann. Das waren unsre Vorfahren; wir, Kameraden, sind die Urenkel und Nachkommen jener Männer. Haben wir auch noch ihren Geist, den alten Schweizer Soldatengeist?

Was das für ein Geist sei, das läßt sich kaum kürzer und schlagender ausdrücken, als mit einem Wort des Apostels Paulus; es lautet: „Gott hat uns nicht gegeben einen Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Bucht.“

Soldatengeist ist ein Geist der Kraft, ein männlicher Geist. Unser Dienst ist eine hohe Schule der Männer-



Feldpredigt beim Neueneggdenkmal, gehalten am 29. September 1912 vor dem Bataillon 26.

lichkeit. Aus allen möglichen Lebensverhältnissen sind wir in diesen Tagen zum Dienst einer großen Sache zusammen gekommen, der eine von der dringenden Feldarbeit, der andere aus seiner Werkstatt, der aus einer guten Stellung, die er vielleicht durch den Dienst zu verlieren riskiert, und jener aus seinem Bureau, wo wichtige Arbeit wartet; und manch einer hat wohl ein Pack Sorgen mitgebracht, das schwerer drückte, als der schwerste Tornister; aber wenn man die alten Freunde und Kameraden aus vielen Diensten wieder trifft, wenn der erste Befehl durch die Reihen geht, wenn es mit Schritt und Tritt und klingendem Spiel hinter der alten Fahne durch die stolzen Gassen unserer lieben Stadt Bern geht, dann ist man Soldat, nichts als Soldat, fröh und stolz, daß man mit darf, daß die, die die Verantwortung tragen, glauben, man dürfe auch auf uns zählen, wenn es einmal blutigen Ernst gilt; dann ergreift jener Geist der Kraft Alle, vom ersten bis zum letzten Mann, der das Schwere leicht macht, der uns mit rechtem Männertrotz sprechen läßt: „Je schwerer die Last, desto größer die Lust!“, der Geist, der uns, wenn es einst sein muß, mitreißen wird in Kampf und Tod. „Ich will mich nicht unterkriegen lassen!“ das ist der Wahlspruch eines männlichen Geistes, des Geistes, den unser Heer braucht, des rechten Soldatengeistes. Dieser Geist war es, der am 5. März 1798 jene Bataillone und ihre Führer vorwärts trieb durch den Forst und über den Landstuhl in die schon halb verlorene Schlacht, und der sie die Besieger Italiens, Österreichs und Englands in die Sense werfen ließ. Dort drüben am Waldrand ruhen die 135 Mann, die damals willig ihr Leben fürs Vaterland gegeben haben, und mir ist, ihre Stimmen riefen uns heute zu: „Das haben wir gekonnt! Werdet ihr Enkel das auch können, wenn eure Stunde kommt?“

Soldatengeist ist ein Geist der Liebe. Wir haben im Dienst ein schönes Wort dafür,

es heißt Kameradschaft. Ohne die, das spüren wir täglich, geht es im Dienst nicht; wer möchte sich durch all die Strapazen durchschlagen, wenn er nicht wüßte: „Neben mir sind Kameraden, die mir helfen und mit fröhlichem Wort und rascher Tat einspringen, wenn es gar nicht mehr gehen will.“ — Das gilt im Frieden, das gilt zehnfaß im Krieg. Das weiß jeder von uns: „So lang mein Kamerad einen Bissen Brot im Brotsack und einen Schluck in der Feldflasche hat, so lange habe ich auch“. — Es war eine alte, von den Germanen übernommene Sitte unserer Vorfahren, in der Schlachtordnung Väter und Söhne, Verwandte, Brüder, Nachbarn, Leute der gleichen Gegend, neben einander zu posieren. Sie wußten, was kein Befehl mehr zusammenhält, das bindet das natürliche Gefühl, das einem jeden verbietet, den Nächsten im Stich zu

lassen. Bei den schweren Kämpfen der Deutschen in Südwürttemberg wurden, wie ich mir habe erzählen lassen, zu den schweren, tagelangen Patrouillengängen mit Vorliebe die besten Freunde ausgewählt; die Kameradschaft war der starke Kett, der aus der kleinen Patrouille im Notfall eine Kampftruppe für Leben und Tod schuf.

Soldatengeist ist ein Geist der Zucht, das heißt der Selbstbeherrschung. Dass ein Soldat gehorcht, das ist selbstverständlich, darüber braucht es weiter keiner Worte. Dass der Soldat aber auch ohne Befehl und Aufsicht der Stimme gehorcht, die in seinem Innern ihm sagt, was recht und sittlich gut ist, das soll ihm ebenfalls immer selbstverständlicher werden. Die Uniform, die wir tragen, ist ein Ehrenkleid, das respektiert sein will, nicht nur vom Bürger, sondern mehr noch von ihrem Träger. Denkt daran, in und außer Dienst, Kameraden, wie vieler Augen auf euch ruhen, wie oft nach dem, was einer tut oder nicht tut, die ganze Armee beurteilt wird, denkt auch, besonders



Regimentsstab 13, Offiziere und Unteroffiziere des Bataillons 28 bei Oberscherli.

am heutigen Freinachmittag, an all die Lieben zu Hause, Eltern, Frauen und Kinder, deren Gedanken heut ganz besonders bei euch verweilen, — dann wird es euch selbstverständlich sein, die Selbstbeherrschung zu üben, die vom Schweizer Soldaten erwartet wird, weil er ein Schweizer, weil er ein Soldat, weil er ein Christ ist.

Denn das soll heute hier nicht verschwiegen werden: dieser manhaft, kameradschaftliche, ernsthafte Soldatengeist, der ist auch gut christlicher Geist; unser Dienst, recht aufgefaßt, ist nicht nur eine hohe Schule der Männlichkeit, sondern eine Erziehung zu Gottes Reich. Dann nämlich, wenn er getragen ist, von diesem Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht. Tapfer sein und stark, an andere denken, sich selbst im Baum halten und das ganze Leben auffassen als einen Dienst, das heißt Leben im Sinn und Geist dessen, der von sich selber sprach: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen

lässe, sondern daß er diene und lasse sein Leben zum Lösegeld für viele.“ — Wir sind Männer, Kameraden, und darum nicht gewohnt und nicht gewillt, über die tiefsten und innersten Dinge unseres Lebens viele Worte zu machen. Wir wollen lieber das, was in uns lebt, beweisen durch die Tat; unser Dienst, recht aufgefaßt, kann eine solche Tat sein; er wird es sein, wenn wir ihn tun, in Gedanken an den und im Aufblick zu dem, in dessen Namen der Schweizerbund geschlossen wurde und zu dem wir betend heute sprechen wollen:

Herr, du bist Gott und keiner mehr,  
Auf den allein wir trauen,  
Wie gnädig wolltest du zur Wehr  
Der Berge Wall uns bauen!  
Läßt deine Güte, deine Treu'  
Behüten uns und stets auf's neu'  
Uns deine Hilfe schauen! Amen.

M. H.

## „Die bernische Kriegskontribution von 1798.“

Von Dr. Erwin Schwarz. Besprochen von Hans Brugger.

Immer und immer wenden sich die Augen unserer Geschichtsforscher nach dem ereignisvollen Jahr 1798 zurück. Und zweispältig sind unsere Gefühle, wenn wir uns dieser Zeit des Übergangs erinnern. Wir denken an alle die Demütigungen und Gewalttaten, die das stolze alte Bern über sich ergehen lassen mußte, die Heraubungen, die es erlitt. Andererseits verdanken wir den übermächtigen Einbrechern in unser Land jenen Feuerwein der polnischen Freiheiten, die unser Staatsweisen verjüngt haben. Wir hätten wahrlich noch lange warten müssen, bis es den Herren Patriziern von selbst eingefallen wäre, die Regierungsform volkstümlich zu gestalten und aus eigenem Entschluß von ihren Sesseln zu steigen. Unser Empfinden ist ein zweispältiges, wenn wir auf die schönen, soliden Bauten blicken, womit dies alte Regiment unser Bern geschmückt, auf die mächtigen Alleen, die es an seinen breiten Landstraßen gepflanzt hat. Denn wir sagen uns, daß es dieselben Herren und Oberen waren, die einen Leuenberger und einen Samuel Henzi aufs Blutgerüst geschickt hatten.

Heute, da wir die Dinge von damals ruhig gegen einander abwägen, sind wir geneigter als je, die guten Seiten des patrizischen Regiments zu würdigen, seine Sparsamkeit und Redlichkeit des Haushalts, seine treue Sorge für das materielle Wohl seiner Untertanen. Unser Mitgefühl wird rege, wenn wir uns eines Generals von Erlach am Wegrand zu Wichtach erinnern und auch der enormen Geldbuße, die seinen Standesgenossen von dem fränkischen Großerer aufgelegt wurde. Wie rasch und ganz hat sich damals das Rad gedreht. Es ist ein eigentümlicher Anblick, die Träger so vieler berühmter Namen, die Regenten aus der Zeit vor dem März 1798 mit einem Schlag als Bittslehende

aufzutreten zu sehen. — Die Franzosen befreiten nicht gratis, am allerwenigsten das Bernerland mit seinen berühmten Millionen. Zwar hatte General Brüne den 28. Februar 1798 von Payerne aus proklamiert: „Nein, die französische Republik will nichts von alledem sich aneignen, was zur helvetischen Eidgenossenschaft gehört. Weder Ehrgeiz noch Habgier werden meine Schritte entehren!“ Wir wissen, wie infam das gelogen war. Ein Glied in der Kette der Willkürkäste französischer Raublust bildet die bernische Kriegssteuer.

Aus den bernischen Schatzgewölben war fast der ganze staatliche Barvorrat fortgeführt worden, um die leere Kasse des französischen Direktoriums zu speisen, den Feldzug Bonapartes nach Aegypten ermöglichen zu helfen. Allein die französischen Truppen im Land begehrten auch ihren Beuteanteil. Ihren Unterhalt hürdeten die Machthaber den fröhlichen Regenten der Schweiz, den Patriziern auf durch Zahlung einer Summe von 15 Millionen Franken. Auf die Herren von Bern entfiel von dieser Summe mehr als ein Drittel, ganze 6 Millionen. So verfügte es der Kommissär Lecarlier in einem Dekret vom 8. April. Damit die Summe sicher eingehe, wurden zwölf vornehme bernische Standesglieder als Geiseln nach Straßburg abgeführt.

Über das Schicksal der bernischen Finanzen jener Tage berichteten uns bis jetzt namentlich die „Denkwürdigkeiten“ des damaligen Oberkriegskommissärs Gottlieb Jenner. Ergänzend tritt zu den Memoiren Jenners heute ein neues Werk, es rückt das Raubystem der Franzosen in eine noch schärfere Beleuchtung. Es trägt den oben angeführten Titel und ist verfaßt von Hrn. Gymnasiallehrer Dr. Erwin Schwarz in Bern (Verlag von A. S. Wyss). Der Verfasser hat darin eine schwierige Aufgabe mit großem Geschick gelöst. Bedarf es

